

Weltwoche, Zürich, Nr. 41, 10.10.1991

BUCH

## Wie Fälschung und Kritik zur Fabel vom Hasen und vom Igel stehen

**M**untus fuld tezi - «Die Welt will genarrt werden», verkündet J.B. Mencke in seinen Predigten «von der Charlatanerie oder Märtschreyerey der Gelehrten», eine der grossartigsten Darstellungen der Neigung von Wissenschaftlern, sich narren zu lassen.

Das Prinzip ist simpel und seit zweieinhalb Jahrtausenden dasselbe: Der Fälscher versteckt, was der Kritiker suchen muss. Der Kritiker hat zu benennen, was er mit Argumenten zur Fälschung machen kann. Obwohl falsch, muss es - das Falsche - doch immer auch so gewesen sein können, wie es behauptet zu sein. Das Falsche muss in sich logisch stimmen und an den Rändern passen. Sonst langweilt sich der Adressat, weil er den Trug sofort durchschaut.

So war es schon in der ersten Blütezeit der Fälscher und Kritiker, im vierten vorchristlichen Jahrhundert. Der Athener Buchmarkt musste bereits damals erleben, dass fragwürdige Reden und Theaterstücke literarische Originale zu verdrängen begannen hatten. Die grosse Nachfrage nach Raritäten provozierte die gezielte Herstellung eines sich selbst reproduzierenden Nachschubs durch Fälschung, was weitgehend toleriert wurde. Mit den echten wanderten zahllose unechte Schriften in die Bibliotheken. Nachgemachte Tragödien schlichen sich in die Sammlungen von Aischylos und Sophokles ein, unechte Prosastücke hingen wie Kletten an den echten von Platon, Hippokrates und Aristoteles.

Ernstgemeinte Fälschungen blühten auch im Mittelalter. Als die neuen Nationen des Hoch- und Spätmittelalters das Gefühl der nationalen Identität stützen mussten, indem sie sich angemessen noble Vergangenheiten beschafften, erfanden sie

hemmungslos. Die britische Geschichte des Geoffrey of Monmouth beispielsweise war nur einer von vielen Versuchen, durch Phantasie jene Lücke zu schliessen, die die heroischen Trojaner von ihren edlen Nachkommen in Frankreich, England und andernorts trennte. Diese Tradition blieb bis zum Ende des Mittelalters erhalten, als Johannes Trithemius, selbst ein bekannter Erfinder mythischer Schriften und Regenten, klagte, ein jeder trachte danach, sich den trojanischen Ahnherrn zu sichern, und zwar «als hätte es in Europa vor dem Fall Trojas keine Völker und unter den Trojanern keine Gauner gegeben».

Die wichtigste neue Erfindung des Mittelalters war, juristische Dokumente zu fälschen und zu beglaubigen. Am häufigsten fälschten Kleriker und Anwälte. Jene Fälscher waren dabei meist bestrebt, einer Person oder Institution Privilegien oder den Besitz von Ländereien zu sichern. Die Fälscher selbst entwickelten eine erstaunliche Produktivität: Etwa die Hälfte aller noch erhaltenen juristischen Dokumente aus merowingischer Zeit sowie etwa zwei Drittel aller Dokumente, die vor 1100 n.Chr. an Kleriker ausgestellt wurden, sind schlicht falsch. Und es wurden erheblich mehr, als sich im Abendland die Jurisprudenz fest etablierte und jeder Rechtsakt und Besitz der schriftlichen Bestätigung bedurfte.

Der nächste Höhepunkt fälschenden und kritischen Schaffens fällt in die Renaissance. Die Flut neuer alter Texte und Informationen, die damals unter den Gelehrten kursierte, war durch Ströme betrügerischen Unrats schwer verseucht. Diese Fälschungen entstanden weniger aus praktischer Notwendigkeit denn aus Nostalgie. Sie zielten vor allem darauf ab, eine Vergangenheit zu erschaffen, die dem Ge-

schmack damaliger Leser und Gelehrten noch mehr entsprach als die reale Antike, die von der einschlägigen Forschung damals gerade entdeckt wurde. Die Nostalgie führte zu üppiger Produktivität - 10576 von 144044 Inschriften in der grossen Sammlung lateinischer Inschriften, dem «Corpus Inscriptionum Latinarum», sind gefälscht oder fragwürdig; viele sind das Werk phantasiebegabter Altertumsforscher der Renaissance.

Kaum ein Gelehrter jener Zeit besass eine derart umfassende Bildung wie der Habsburger Hofhistoriker Wolfgang Lazius. Er nutzte sein immenses Wissen auf spektakuläre Weise, als er den Beweis erbrachte - angeblich auf einer hebräischen Inschrift basierend, die man im Wiener Vorort Gumpendorf gefunden haben wollte -, dass die Habsburger direkte Nachkommen jener Hebräer seien, die sich nach der Sintflut in Österreich niedergelassen hatten.

Alle diese Praktiken wurden im 17., 18. und 19. Jahrhundert fortgeführt. Gelehrte fälschten weiterhin. Manchmal taten sie es, weil sie nach persönlichen oder beruflichen Vorteilen trachteten, oder man fälschte aus idealistischen Motiven.

Über die Jahrhunderte hinweg existierte parallel zur Fälschung eine ebenso lange Tradition des kritischen Denkens, das zwar unterschiedlich ausgeübt, nicht aber fundamental verändert wurde. Die klassischen wie die neuzeitlichen Gelehrten verwenden dabei in etwa die gleichen Hilfsmittel, wenn sie eine Fälschung zu untersuchen beginnen: systematischer Vergleich der Sprache, des Inhalts, Vergleich expliziter wie impliziter Prämissen des Dokumentes mit dem, was aufgrund anderer Unterlagen zu erwarten wäre.

Ein Beispiel: Der Calvinist Johannes Opsopoeus entlarvte die Sibyllinischen Orakel als Fälschung, indem er deren Unzweideutigkeit als Beweis dafür anführte, dass sie betrügerisch sein müssen. Die Orakel entsprachen allzusehr offensichtlich einer Prophezeiung, wie sie Gott einem Propheten nie hätte zuteil werden lassen, der nicht dem erwählten Volk angehörte: Isaiah sagte unbestimmt voraus: «Sehet, eine Jungfrau wird einen Knaben gebären.» Die Sibylle hingegen nennt den Namen: «Sehet, eine Jungfrau namens Maria wird in Bethlehem den Knaben Jesus gebären», als hätten die Propheten die Zukunft mit weniger göttlicher Inspiration vorhergesagt als die Sibyllen. Die Orakel waren in Wirklichkeit bewusst komponiert, das Werk eines «ruhigen Geistes, nicht des göttlichen Wahns». Hier verwandte Opsopoeus eine klassische Methode zu eigenem, zeitgemäsem Zweck. Schon Cicero hatte in «De Divinatione» ganz entschieden die Auffassung vertreten, dass die ihm bekannten akrostischen sibyllinischen Orakel allzu klar seien, um echte Prophezeiungen sein zu können, und das Produkt «eines Schreibenden, nicht eines Rasenden» seien.

Daran ist zu erkennen: Der Fälscher stülpt seiner Neuschöpfung der Vergangenheit nicht nur seine persönlichen Werte, sondern auch die Meinungen und sprachlichen Eigenarten seiner eigenen historischen Zeit über, und darum wird sein Werk irgendwann einmal nicht mehr glaubwürdig sein. Andererseits verwirft der Kritiker seinerseits Fälschungen aus persönlichen Gründen und geht von Annahmen seiner eigenen Zeit aus über die Welt, aus der jene angeblich kommen; dar-

um werden zumindest einige seiner Entlarvungen ihrerseits als falsche entlarvt werden.

Gleichwohl sind Fälschung und Kritik nicht identisch, nur verwandt. Der Fälscher will sich und uns vor der kritischen Kraft unserer eigenen Vergangenheit und derjenigen anderer Kulturen schützen. Es scheint daher unausweichlich, dass eine Kultur, die literarische Fälschmünzerei duldet, ihre eigene geistige Währung abwertet, mitunter über den Punkt hinaus, an dem Umkehr möglich wäre - wie es im hellenisierten Griechenland den Bewunderern gefälschter fremdartiger Mysterien erging und den modernen deutschen Bewunderern der Literatur der antisemitischen Internationale.

Echtheitskritik ist andererseits in ihren Schlussfolgerungen zwangsläufig fehlbar und schuldet der Fälschung in ihrer Methodik viel. Ihre Motive sind häufig ebenso parteiisch und unwissenschaftlich. Nur will sie nicht verdecken oder gar lügen, sondern offenlegen: vergangene und fremde Kulturen so zeigen, wie sie wirklich waren - sofern wir überhaupt jemals verstehen können, was nicht unser ist. Wie der Psychoanalytiker, so will auch der Kritiker den Kampf mit den Ungeheuern aufnehmen, die sich im langen Schlaf der Vernunft - der Geschichte der Menschheit - um uns drängen. Wie der Analytiker, so führt auch der Kritiker zerbrechliche Waffen und wird ständig von seiner eigenen Subjektivität verraten. Aber wie derjenige des Analytikers, so ist auch der Beruf des Kritikers ebenso unerlässlich wie unmöglich.

Patrik Tschudin

Anthony Grafton: Fälscher und Kritiker - Der Betrug in der Wissenschaft. Verlag Wagenbach, Berlin 1991